

Aus kolonialer Welt

Einzelberichte von Land und Kamerad

Vom nächsten Jahrgang ab soll der Kulturpionier versuchen, mit einer gewissen Regelmäßigkeit draußen aus der weiten Welt zu berichten. Aus der Welt soll heißen: aus allen Ländern, die uns unseres Berufs als Koloniallandwirte wegen interessieren. Gebiete, in denen wir einstmals zu Hause waren, die uns aber heute und vielleicht auch lange noch verschlossen sind, sollen deshalb, weil sie für uns im Augenblick keine Bedeutung hätten, nicht beiseite gelassen werden — für den Kameraden, der in Ostafrika, in Kamerun lebte und arbeitete, sind diese Sonnenländer auch heute noch seine afrikanische Welt.

Die Berichte sollen keine wirtschaftsgeographischen, wirtschaftspolitischen, also keine rein wissenschaftlichen Referate mit viel statistischem Material sein, sondern sollen das Land so zeigen, wie der Koloniallandwirt und der DKSer es sehen.

Mit Berichten über Angola, Kamerun, Persien, Abessinien wollen wir in diesem Hefte den ersten Versuch machen. Wir hoffen, daß uns Kameraden künftig lebhaft unterstützen.

Kamerun heute

Erich Mnlord 19/21

Als wir vor nun gut 11 Jahren Kamerun verlassen mußten, glaubte wohl keiner von uns, daß wir 6 Jahre hinter Stacheldraht verbringen würden und auch heute noch gar keine Aussicht haben, an unsere lieb gewordenen alten Arbeitsstätten zurückkehren zu können. Aber könnten wir es, wir würden ein sehr verändertes Kamerun vorfinden, denn auch dort hat sich vieles gar sehr gewandelt, wie die Briefe und Nachrichten zeigen, die im Laufe der letzten Jahre mir zugingen. Seit das Nigerianische Gouvernement im Jahre 1947 die Pflanzungen für etwa £ 850 000 vom Custodian erwarb und sie durch die Cameroons Development Corporation (C. D. C.) verwalten läßt, alle Überschüsse zum Wohle des Landes und seiner Eingeborenen verwandt werden, ist es ein „african concern“ geworden, fast möchte man sagen, ein volkseigener

Betrieb. Und je unabhängiger Nigeria wird, desto mehr wird es ein „Afrika den Afrikanern“.

In welcher Weise und Intensität unsere am Kamerunberg gelegenen Pflanzungen während des Krieges und nachher bis zur Übernahme durch die E. D. E. bewirtschaftet wurden, ist mir nicht bekannt. Dann aber trat, so erzählte man mir, die englische Regierung an die holländische Regierung heran mit der Anfrage, ob Holland nicht einen Spezialisten mit großer Erfahrung nach Kamerun senden könne; da man die Pflanzungen auf eine neue wissenschaftliche Basis stellen wolle. Daraufhin fuhr im Frühjahr 1948 ein Professor der landwirtschaftlichen Hochschule von Wageningen nach Kamerun, besichtigte alle Pflanzungen und verfaßte einen Bericht. Seine Empfehlungen für die Entwicklung der Betriebe fanden Beifall bei der Leitung der E. D. E. und wurden auch vom Foreign Office in London angenommen. Der genannte Professor wurde in das Direktorium gewählt und fungiert jetzt als Berater, fliegt nach Kamerun, wenn immer es erforderlich ist. Alle die in Jamaica waren, wird es interessieren, daß auch zwei „Jamaicaner“ in diesem Direktorium sind, und zwar Hon. G. G. R. Sharp von der Citrus Growers Association und der damalige Competent Authority Mr. Smith. Mr. Sharp scheint alljährlich Kamerun zu besuchen; der „Daily Gleaner“ pflegt dann nach seiner Rückkehr ein Interview mit ihm zu bringen.

Unser ganzer Pflanzungskomplex wird jetzt nach einheitlichen Gesichtspunkten bewirtschaftet und untersteht drei leitenden Herren, d. h. je einem Fachmann für Ölpalmen, Bananen und Gummi. Die Ölpalmen-Abteilung leitet ein Holländer, der viele Jahre auf Sumatra Manager großer Ölpalmpflanzungen war und ein „Wageningen specialist in oil“ ist. Er wohnt in Bota in meinem früheren Bungalow. Unter den etwa 200 Angestellten finden sich viele ehemalige Pflanzer aus Burma und Malaya. Nicht alle scheinen dort mit ihrem Los zufrieden zu sein, denn in der „Westafrica“ vom 9. 12. 50 wird berichtet, daß im Unterhaus eine Anfrage an den Staatssekretär für die Kolonien erging, ob im Hinblick auf die sehr verbreitete Unzufriedenheit unter dem Personal er eine Untersuchung einleiten würde into the Corporation's present management.

An Arbeitern werden etwa 21 000 Mann beschäftigt. Das Hauptkontingent stellen die Ibos aus Nigeria, die in immer zunehmendem Maße das westliche Kamerun überschwemmen. Sie sind zu Trade Unions zusammengeschlossen und haben anscheinend recht helle Köpfe als Führer. Ihre Löhne sind inzwischen sehr gestiegen. Im November

1949, als der Mindestlohn sh 1/6 je Tag war, streikten die Arbeiter einen vollen Monat, um Lohnerhöhungen zu erzwingen. Es fielen dadurch 6 Bananenverschiffungen aus, was sowohl für Elder & Syffes wie auch für die C. D. E. einen großen Verlust bedeutete. Die Leute forderten sh 2/6 je Tag und die Corporation erklärte ihnen, daß dann kein Überschuß mehr herausgewirtschaftet werden könne. Private Gesellschaften wären solchen Forderungen schon garnicht gewachsen gewesen. Der Lohn wurde schließlich auf sh 1/10 je Tag festgesetzt, aber die Arbeiter erklärten, sie würden im kommenden März wieder streiken, um doch die sh 2/6 zu erzwingen. Ob dieser Streik stattfand, entzieht sich meiner Kenntnis. Uns erscheinen diese Löhne sehr hoch, doch ist zu bedenken, daß die Lebenshaltungskosten in Kamerun sehr gestiegen sind. Nicht nur, daß die Waren in den Faktoreien erheblich teurer sind, auch die Preise für Lebensmittel sind sehr in die Höhe gegangen. Ein Huhn kostet jetzt sh 8/6, ein Ei 5 d, 5—6 Cocoyams sh 1/—, Gari ein cup 1 d.

Die C. D. E. ist bestrebt, umfangreiche Neuanlagen zu schaffen. Der Anbau von Bananen und Ölpalmen hat dabei den Vorrang. Gummi wird nur dort gepflanzt, wo der Boden wirklich dafür geeignet ist. Die See-Versuchsanlage der W. A. P. V. bei Soppo besteht noch, ist während des Krieges angeblich sogar erweitert worden. Und — was die Ekona-Herren interessieren wird: auch der Pfefferanbauversuch muß weitergeführt worden sein, denn im „Daily Gleaner“ vom 29. 9. 51 sagt Hon. G. G. R. Sharp: „Black pepper is creating considerable interest. Prices at present are enormous. We are growing it in the Cameroons, and it is not impossible to get an income of as much as £ 800/£ 1000 per acre“.

Ölpalmen scheinen in erster Linie an der sogenannten Westküste angebaut zu werden, nachdem in Iyongo und Debundscha die Bananen nicht mehr gedeihen wollten. In Bota ist bereits ein neues Ölwerk mit einer Kapazität von 1000 tons Öl errichtet, von der holländischen Firma Stocks & Hengelo, und für Mokundange und Idenau sind gleichgroße Fabriken vorgesehen. Im vergangenen Jahre sollen 2077 tons Öl produziert worden sein.

Über den Anbau von Kautschuk erfuhr ich keine Einzelheiten, doch wurde berichtet, daß im Frühjahr 1950 außer 2 Millionen Bananenstauden in Missellele auch 30 000 Heveen umgebrochen wurden durch schwere Tornados.

Das Hauptgewicht wird wohl auf Bananen als die beste Einnahmequelle gelegt. Fast ganz Ekona ist heruntergeschlagen, um Bananen zu

pflanzen. Ebenso Moliko, Wotutu und Ngeme. Bimbia und Mabeta, seit unserem Fortgang nicht mehr bewirtschaftet, werden wieder unter Bananen genommen. Für 1951 ist eine Ernte von 7 Millionen Bündeln vorgesehen. Seit Mai 1940 sind aus Eingeborenenpflanzungen Bananen weder angekauft, noch verschifft worden, trotz entsprechender Vorstellungen beim Gouverneur. Laut „Dealy Gleaner“ vom 29. 9. 51 sind zwei neue Gebiete erschlossen worden, jedes in der Lage, jährlich 1 Million Bündel zu liefern; bei günstigem Wetter würde Kamerun jährlich 8 Millionen Bündel liefern können. Elder & Gyffes, die ja wohl die Tiko-Ebene bewirtschaften, richten ihr besonderes Augenmerk auf intensive Bewirtschaftung mit Bodenbedeckern (was die WAPB schon immer tat), auf künstlichen Dünger usw. They have found that by cutting the baby from the stem about 3 to 4 weeks before the fruit is harvested, 1½—3 lbs in weight is added. Bisher ist es noch nicht nötig gewesen, in Afrika Bananen gegen Leaf Spot zu spritzen, obwohl diese Krankheit dort seit über 10 Jahren auftritt. Es scheint, daß in der langen Trockenzeit alle Sporen absterben, ehe sie zu einer wirklichen Gefahr werden. Die Verschiffungen besorgen Elder & Gyffes mit ihren und drei ehemaligen deutschen Schiffen. Um alle Arbeit bewältigen zu können, mußte die C. D. C. den Barkassen- und Leichterpark stark vergrößern.

Die WAPB-Zentrale Bota scheint sich am meisten verändert zu haben. Der Zoll ist von Victoria nach Bota verlegt worden; alle einkommenden und ausgehenden Waren gehen über unseren Bota-Kai. Der große geräumige, auch bei Ebbe zugängliche Kai, der elektrische Kran, die elektrische Beleuchtung, der Gleisanschluß, alles Dinge, die in Victoria fehlten, verlockten wohl zu diesem durchaus zweckmäßigen Umzug. Unsere Magazine und das riesige Kakaohaus dienen als Zollschuppen. Die alte Faktorei ist abgerissen und stattdessen ein Zollgebäude errichtet. Das gegenüberliegende große sogenannte A-Haus wird jetzt von Eingeborenen bewohnt, vermutlich von Zollbeamten. Am Weg nach dem Botanischen Garten, am Kaffeeberg, sind auch Häuser gebaut für die Zoll-Leute.

Außerdem wurde Bota zum Hauptsitz der C. D. C. Das Eingeborenen-Hospital wurde abgerissen und dafür ein Bürohaus gebaut. Zwischen Bota-Mission und Hospital einerseits und der Ngemestraße andererseits entstand ein großes Europäerwohnviertel mit vielleicht 30 mehr oder minder großen neuen Bungalows. Unser altes schönes Direktionshaus soll allerdings böß aussehen, unten eine Apotheke und oben Wohnung eines Eingeborenen; keine Möbel darin und der Fuß-

boden des Obergeschosses gefährlich morsch. Ganz Bota und auch Victoria erhielten Straßenbeleuchtung, so daß es im Lichterglanz wie eine hübsche kleine Stadt wirkt. Neue geteerte Straßen sind in Bota und Mittelfarm vorgesehen.

Die Arbeiterhäuser von Bota werden so allmählich nach Mittelfarm verlegt, wo ein modernes Arbeiterdorf im Entstehen begriffen ist. Zementhäuser mit Aluminiumdach. Nach seiner Fertigstellung werden dort 2000 Arbeiterwohnungen vorhanden sein. Eine sehr große Community Hall, Sportplätze und Schule werden errichtet, resp. angelegt. Ein Hospital und Apotheke sind ebenfalls vorgesehen. In Tiko wird in gleicher Weise gebaut. Während alle Pflanzungen wieder Faktoreien für die Arbeiter eröffneten, hat Bota sogar einen Cold Storage bekommen.

Das herrlich gelegene Direktionshaus Fürstenhöhe der Moliwepflanzung scheint gänzlich zu verfallen, die umgebenden Gartenanlagen sind verbuscht. Im Moliwe-Uwerk ist eine zentrale Autoreparatur-Werkstatt eingerichtet. Head Mecanic ist einer von Big Eckles Söglingen, Johnny. Im Sachsenhof-Haus wohnt der Chief-Elektriker der C.D.C. In der John Holt Faktorei in Victoria sitzt immer noch Mr. Kenneth Reid. Bishop Rogan leitet noch die Katholische Mission; Father Mc Evoy ist gestorben.

Sehr verändert hat sich auch Bamenda; dort wohnen jetzt Gebauers in einer wunderhübschen neuen Baptistenmission, haben ein Mädels von 7 und einen Jungen von 4 Jahren.

Von Nigeria her wurde besonders vor 3—4 Jahren viel Propaganda getrieben mit dem Ziel zum Self-Government hin. Wenn man hört, daß dies ein mehrfacher Dr., zum Teil in Moskau ausgebildet, betrieb, kann man sich denken, was da alles verzapft wurde. Wohl um dieser Propaganda den Wind aus den Segeln zu nehmen, hatte die Regierung den Bakwiri und Nachbarn einen Teil des vor 50 Jahren enteigneten Landes zurückgeben wollen. Da aber die Eingeborenen anders wollten als die Regierung, nämlich nicht Selbstbewirtschaftung, sondern Verkauf oder Verpachtung des zurückerhaltenen Landes, scheint der Plan wieder ad acta gelegt zu sein. Die Bota-Leute hätten dann ja zum zweiten Mal ihr Land der WAPB andrehen können. Die stammhaft geschlossenen Siedlungen lösen sich immer mehr auf. Viele drängen nach den Großstädten Duala, Tiko und Victoria. Neben den alten Dörfern, die im Aussterben sind, bilden sich immer mehr Fremdensiedlungen, die aber auch mehr fluktuierende, als sesshafte Bevölkerung haben. Die Städte haben keinen guten Ruf, ganz besonders Tiko nicht.

Der Flugverkehr hat sich weiter entwickelt. Tiko scheint nicht der große Flughafen zu sein, sondern Duala und Besongabang bei Mamfe. Ein Dove-Flugzeug fliegt an vier Tagen der Woche von Lagos nach Tiko, nimmt Post und hat Platz für 8 Passagiere. Das Billet für die Hin- und Rückfahrt kostet £ 27. Man braucht von Lagos bis Port Harcourt 2 Stunden und 20 Minuten, von Port Harcourt nach Calabar 45 Minuten und von Calabar nach Tiko 55 Minuten. In der Harcourtzeit zu Anfang dieses Jahres zerschellte eine französische Maschine in etwa 2500 Meter Höhe am Kamerunberg und alle 24 Passagiere kamen ums Leben.

Übrigens war neulich zum Berliner Kirchentag sogar einer der schwarzen Basler Pastoren erschienen: Esoka aus Kumba. Er flog mit einem Flugzeug von Duala nach Paris. Sein Betreuer in Berlin berichtet, man habe den Eindruck gehabt, im Gefolge eines ganz Großen zu reisen; alle Türen öffneten sich, überall Ehrenplätze. — Welch ein Wandel der Zeiten: dieser Esoka ist vor etwa 60—65 Regenzeiten am unteren Mungo als Sklavenskind geboren und fährt nun per Flugzeug in der Welt umher, wird auf dem Berliner Kirchentag als Vertreter der jungen Kameruner Kirche gehört und geht dann wieder in seinen Busch zurück.

Man sieht, auch in Kamerun ist die Zeit nicht stehen geblieben und es hat sich allerhand getan, seit wir von dort fortmußten. Ob allerdings alle meine obigen Angaben hundertprozentig stimmen, kann ich leider nicht nachprüfen, war ja auf Berichte von dritter Seite angewiesen. Es sei daher um Nachsicht gebeten, und wer etwas besser weiß, möge so freundlich sein, es mir zu schreiben. Vielleicht kann jemand sogar einen ergänzenden Bericht geben über die Tiko-Ebene, die Kumba- und Meme-Gegend, über die ich leider nichts hörte.

Eindrücke aus dem Iran

Johann Otto Graf zu Stolberg, 27/29.

Als ich nach Persien ausreiste, hatte ich mir vorgenommen, alles Wesentliche, insbesondere auf dem Gebiet der iranischen Landwirtschaft, zusammenzutragen. Ob ich's ganz regelmäßig durchführen kann, steht beim Allah; aber festhalten werde ich an meinem Vorhaben. Ich weiß, wie wichtig solche Hinweise sein können für Fachkräfte, die zum ersten Mal ins Land kommen. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, daß sich jeder die Hörner selbst ablaufen oder mit falschen Illusionen ans Werk

gehen soll, sondern daß man Landsleuten und Berufskollegen helfend und beratend zur Seite stehen müßte, eine Selbstverständlichkeit für uns Deutsche, insbesondere in der augenblicklichen Zeit.

Mit noch vier deutschen Herren habe ich mich für 3 Jahre als landwirtschaftlicher Sachverständiger im Rahmen des „Iranischen Siebenjahresplans“ nach Persien verpflichtet.

Sämtliche Herren mußten sich für längere Zeit in Teheran aufhalten, bis die erforderlichen Formalitäten, die Besprechungen mit den Regierungsstellen usw. halbwegs geregelt und geklärt waren. Mit einem andern Nachzügler hatte ich die Annehmlichkeit, für die Kollegen alle Bitten und Beschwerden bei den staatlichen Stellen in Teheran mit dem notwendigen Nachdruck vorzubringen. Für den, der den Orient kennt, ist das nicht verwunderlich, daß sich Versprochenes nicht von selbst in die Tat umsetzt. Man kann ein ehrliches Wohlwollen keineswegs abstreiten. Schuld sind auch die recht schwierig gewordenen Verhältnisse des Landes; man denke nur an die Auswirkungen des Oststreits. Alle Herren saßen also in ihren Bezirksstädten auf ihren Arbeitsplätzen — ohne Dolmetscher. Ich hätte im Hinblick auf meine türkischen Sprachkenntnisse für das Gebiet von Resajeh keinen Sprachvermittler benötigt; aber man hatte einen andern Herrn hingesetzt, und bei den hiesigen bürokratischen Verhältnissen hätte es zuviel Umstände bereitet, umzudisponieren. Wir hoffen, daß die Angelegenheit mit den Dolmetschern bis zu Schulanfang geregelt sein wird. Bis dahin aber wird man auf sich selbst angewiesen sein; von einer zentralen Stelle hier in Teheran kann weder eine Kontrolle noch Betreuung erwartet werden; auch sind die landwirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Bezirken so verschieden, daß es tatsächlich jedem einzelnen überlassen bleiben muß, seine Arbeit nach den Erfordernissen seines Wirkungskreises zu gestalten.

Auf allen Schulen stehen „Allis-Chalmers“ Traktoren mit Anhängern zur Verfügung. Die Lanzvertretung ist erst jetzt richtig auf den Plan getreten. Mit diesen robusten Zweitaktern, die als Glühkopfmotor jedes Dieselheiz- und sogar Abfallöl verbrennen, werden wir die Schüler hoffentlich bald vertraut machen können.

Im Hinblick auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse, auf Klima, insbesondere Niederschläge, sind die Gebiete außerordentlich verschieden: Resajeh-Feriman-Chiraz-Sari hat zuviel Niederschläge, dagegen Ahwas zu wenig, fast keine Regenfälle. Hier findet man ausgedehnte Felder mit Grannenweizen (Hartweizen) und Gerste, nach dem Dry-Farming-System angelegt. Das Kernproblem des Landes aber ist die Bewässe-

zung. Die Iranianan United States Commission for Rural Improvement — Mr. S. Harris Franklin — steht mit langjährigen Erfahrungen aus Amerika, das ja auch mit dem Problem der Versalzung zu tun hat, beratend zur Seite.

Auf den europäischen Handelsdünger kann man eigentlich nicht verzichten, aber der Transport verteuert den Dünger so sehr, daß nur die hochprozentigen in Frage kommen können.

Ich habe auch schon mit den Vertretern der einzelnen deutschen Firmen, auch mit unsern Kameraden Gestefeld, Fühlung aufgenommen und überall Verständnis für meine Fragen und Wünsche gefunden.

Die nach besten Vorbildern aufgezogene landwirtschaftliche Hochschule in Karat habe ich auch bereits besichtigt. Hier fehlt es nicht an vielseitigen Versuchseinrichtungen, an Instituten, Maschinenlehrstätten, Versuchsländereien, Baum- und Forstschulen, Viehzuchtinstituten usw. Man macht hier z. B. ganz eingehende Versuche mit Kreuzungen zwischen dem iranischen Steppenrind und Simmentalern, von denen man sich gute Erfolge verspricht. Über 300 Studierende besuchen die Schule; aber die Zahl der Studierenden ist außerordentlich zurückgegangen. Die Gründe dieses auffälligen Rückgangs durchschaue ich noch nicht. Eigenartigerweise fällt der Rückgang mit dem Wechsel in der Unterstellung der Hochschule zusammen: ursprünglich unterstand sie dem Landwirtschaftsministerium; jetzt hat die Universität die Aufsicht übernommen. Während der Sommerferien werde ich mit den anderen Herren die Einrichtung der Hochschule noch eingehender studieren. Es ist nur bedauerlich, gerade im Interesse der persischen Landwirtschaft, daß die jungen Perser, die ihr Studium hinter sich haben und zum Einsatz in der Landwirtschaft zur Verfügung stünden, in den Ämtern in Teheran hängen bleiben und nicht dazu zu bewegen sind, ihre Erkenntnisse und Erfahrungen in der Praxis fruchtbringend anzuwenden. Mit dem Herrn Minister habe ich gerade über diese Dinge gesprochen und auf die Dringlichkeit, hier Änderung zu schaffen, hingewiesen. Man ist sich auch oben über die Verhältnisse völlig klar, aber es scheint doch sehr schwer zu sein, dagegen anzugehen, und so wird es wahrscheinlich weiter so bleiben.

Um mir den unbedingt notwendigen unmittelbaren Einblick in die Verhältnisse von Land und Leuten und der Landwirtschaft meines großen neuen Wirkungskreises zu schaffen, hatte ich auf dem Dienstwege über das Kulturamt Mehed noch vor Beginn der großen Ferien um Genehmigung zu einer ausgedehnten Besichtigungsreise in mein zu betreuendes Khorassan-Gebiet gebeten. Eine Befürwortung seitens des

Polizeipräsidenten hatte ich dem Antrag beigelegt; aber Teheran lehnte ab. Gründe wurden nicht angegeben; vielleicht geschah es wegen der zu nahen afghanischen oder russischen Grenze. Ich weiß es nicht, habe es auch nicht ergründen können. Meine Kollegen sind aus Gründen solcher Reiseschwierigkeiten auch nur wenige Kilometer über ihren Stadtkreis herausgekommen. Wie sollte ich aber einen umfassenden Bericht mit grundlegenden Vorschlägen zur Hebung der Lage der Landwirtschaft aufstellen können, ohne das Land vorher mit eigenen Augen gesehen zu haben. Am weitesten kommt man, sagte ich mir, wenn man nicht lange fragt, sondern handelt. Das tat ich, und begann meine Reise Anfang September.

Ich bestieg in Feriman den Anschlußbus, der von der afghanischen Grenze die Strecke Turbat=i-Chaik=Jain, Kaland=Arabad, Feriman=Meched verkehrt. In Meched hielt der Wagen inmitten einer aufgeregten Volksmenge, die, wie ich erfuhr, wegen der Erhöhung des Brotpreises zum Protestmarsch angetreten war. Zwei Geschäftsleuten, die diese Teuerung weiterhin zu ihren Gunsten ausnutzen wollten, erhielten eine Lehre; ihre Läden wurden gestürmt und demoliert. Die Angelegenheit war gut organisiert und hatte den Erfolg, daß die Preise wieder gesenkt wurden. Damit war die Ruhe wieder hergestellt. Ich dachte dabei im Stillen, was würdet ihr wohl sagen, wenn, wie in Deutschland, die Lebensmittelpreise ständig steigen.

Am nächsten Tage setzte ich meine Unternehmung fort und begab mich zu dem Omnibus, der die Strecke Turbat=Haidari fährt. Ich hatte wie immer einen guten Platz neben dem Fahrer des Wagens. Hier kann man, was sehr, sehr notwendig ist, immer ein wenig Luft erhaschen, hat zudem die beste Sicht und ist gleich im Freien, sobald das Ungetüm zum Stehen kommt. In San=Bad wurde eine Pause eingeschaltet. Die Fahrbereitschaft des Bus wurde überprüft, und die Insassen stärkten sich durch einen heißen Trunk in der Teestube. Man ließ uns erst weiterfahren, als vier Wagen zu einer Kolonne zusammengestellt worden waren. Mit je zwei Gendarmerieposten pro Fahrzeug ging die Reise weiter. Dies geschah aus Gründen der Sicherheit gegen evtl. Bandenüberfälle. Angeblich sollen es Leute sein, die über die afghanische Grenze zu Pferde gelangen und sich nach erlangter Beute wieder dorthin zurückziehen. Einige Tage zuvor hatte ein kleines Feuergefecht mit der Gendarmerie stattgefunden, wobei nach Zeitungsberichten sieben Banditen gefaßt worden waren.

Es ging weiter. Bei sternklarer Nacht schlängelte sich der Wagen die Bergzüge hoch, immer zwischen hohen Felsen und Tälern hindurch. Die

Stille wurde plötzlich unterbrochen — der Chauffeur hatte geschrien, aber was, das hatte in der Aufregung wohl niemand verstanden. Er wollte, wie sich dann herausstellte, nur darauf aufmerksam machen, daß ein Stück Wild in seinen Scheinwerferkegel geraten war. Die beiden Gendarmeriebeschützer hatte er damit jedenfalls in wilde Aufregung versetzt. Sie hatten selig und ruhig geschlafen, in sich zusammengesunken. Nun, aufgeschreckt, suchten sie, noch vom Schlaf benommen, in wilder Hast nach ihren Knarren. Nun, die Sache klärte sich, bevor die Knarren auf vermeintliche Räuber loskrachten, auf. Vielleicht wären Räuber den Gendarmen im Schießen zuvorgekommen. Auf jeden Fall waren alle, Gendarmen und Omnibusinsassen, froh, daß es sich beim vermeintlichen Räuber nur um einen vierbeinigen Wegelagerer handelte. Man hielt ihn anfangs für eine Gazelle, bis man plötzlich erkannte, daß es ein Wolf war. Grund für die Herren Gendarmen, das Feuer zu eröffnen — mit dem Erfolg, daß der Wolf das Tempo verstärkte, am Felsen hochzog und verschwand. Die Gendarmen hörten noch manches „anerkenkende“ Wort, ehe sie wieder sanft entschlummerten.

Durch diese Begegnung verzögerte sich unsere Fahrt, und wir trafen daher erst in den Frühstunden in Turbat-Haidari ein. Ich schlief einige Stunden im Hause eines iranischen Ingenieurs, der die Beaufsichtigung und Betreuung der Lichtanlagen von Feriman unter sich hat. Später besah ich mir näher das Stadtbild, die 800 Jahre alte Moschee, die man erst kürzlich wieder renoviert hatte, die Grabstätte eines Imam-Nachkommen und schlenderte durch die engen Gassen, welche im belebten Bazar enden. Hier vom Lagerhof, den mächtige Lehmmauern umgeben, fuhr ich am Nachmittag weiter. Der Lastwagen, mit Säcken, Kisten und viel Unrat beladen, sollte um zehn Uhr abfahren, startete aber erst um vierzehn Uhr. An Zeitbegriffe muß man sich eben gewöhnen, sonst kommt man aus der Aufregung und dem Argern nicht heraus — warum auch, man kann mit Gewalt ja doch nichts vorantreiben, macht sich nur unbeliebt, muß versuchen, mit gleicher Gemächlichkeit die Dinge an sich herankommen zu lassen.

Mein nächstes Ziel war Kochthar, ein kleiner Ort in der Hochebene, der auf den meisten Karten nicht verzeichnet ist. Es ist die Wirkungsstätte eines deutschen Arztes, Dr. Wegner, bei welchem ich mich schon zum Besuch angesagt hatte. Die Straße dorthin stellt an Mensch und Fahrzeug reichliche Anforderungen, aber die bunten kleinen Kaffee's, die eigenartigen Lehmhäuser mit ihren Runddächern, ihren male'rischen Gärten, die sich an die alten Befestigungsmauern anlehnen, wiegen doch viel auf von den Unbequemlichkeiten einer solchen Fahrt, und dann ist

alle Unbequemlichkeit vergessen. Das Glas Tee erwärmt und erfrischt den lahmgewordenen Körper. In Kochthar war es bereits dunkel, als ich ankam. Ich zog durch die einzige beleuchtete Straße, die Hauptstraße. An den Lehmwänden hingen die Lampen. Keine elektrische Beleuchtung, nein, primitive Lampen, eine Art Stallaterne, mit Petroleum gespeist. Sie erhellen die härtigen Gesichter der Einwohner und die weißen Turbane der Schiiten, die andersfarbigen der Sunnitenstämme. Man fühlt sich zurückversetzt in die Zeit, als Alexander d. Gr. mit seinen Heerscharen das Land durchzog, um über den Hindukusch nach Indien vorzudringen. In dieser recht einsamen Gegend, in welcher weit und breit sonst kein Arzt anzutreffen ist, wirkt Dr. Wegner, und man kann sich vorstellen, welche Zahl an Heilungsuchenden täglich von weit her zu ihm kommt. Hundert Patienten sind keine Seltenheit. Hierbei steht ihm tatkräftig seine Gattin zur Seite, die als Ärztin die Kinder behandelt. In der gemütlichen, mit ausgesucht schönen Teppichen und Brücken ausgelegten Wohnung konnte man sich als Gast recht wohl fühlen.

Sobald abends der Wohnraum beleuchtet war, kletterten die munteren Geckos an den Drahtgittern vor den Fenstern herauf und machten emsig Jagd nach kleinen Nachtschwärmern. Sie sind ja bekanntlich recht streitsüchtig und es macht Spaß, sie bei ihren Kämpfen zu beobachten. Vor dem Schlafengehen entdeckten wir ein Skorpion-Spinnen-artiges Tier, das wir durch Vereisung zur Strecke brachten. Das Biest ging aber vorher noch mit erhobenem Hinterteil zum Angriff über. Wie wir aus Schriften feststellen konnten, handelte es sich um eine Skorpion- oder Walzenspinne, Familie der solifuga, im iranischen „Chotor sanat“ genannt, d. h. Kameltöter. Vor ihr haben die Einheimischen riesigen Respekt, da ihr Biß, wie mir die Iraner in Mehed und Feriman sagten, tödlich wäre. Es scheint wohl etwas übertrieben; in deutscher Fachliteratur steht nichts davon; aber besser ist doch, man glaubt zunächst den Einheimischen, die auf Grund von Erfahrungen zu ihrer Ansicht gelangt sind, und überläßt es anderen, die Probe zu machen. Hier möchte ich gleich noch etwas einfügen, daß ich noch ein zweites unheimliches Wesen von dieser Reise mit heimbrachte; einen „Hezar vah“, deutsch Bandassel, ein wenig angenehmes Tier mit heißkräftigen Riefen und einer Giftdrüse, das hier bis 25 cm lang werden kann. Dieses reizende Tierchen hatte Herr Ing. Steinbock, der an der Gewerbeschule Mehed wirkt, in einer Schach-el für mich aufbewahrt. Ich habe es zusammen mit Getreideschädlingen an ein Institut in München gesandt.

Von Kochthar aus fuhr ich mit Dr. Wegner in dessen Wagen mehrmals zu Besichtigungen der dortigen Landwirtschaft in das Gelände.

Ich war erstaunt, in diesem Gebiet, im Gegensatz zu der Gegend von Feriman, wo es sich nur die Kaiserliche Güterverwaltung leisten kann, mit Maschinen zu arbeiten, Traktoren, Drillmaschinen und Mähdrescher anzutreffen. Die reichen „Khans“, Grundbesitzer, sind bestrebt, ihre Betriebe rationell und fortschrittlich zu gestalten, und sind für Fragen der Modernisierung recht aufgeschlossen. Schwierigkeiten bereitet, wie fast überall, die Wasserversorgung. Das altertümliche Ganatsystem ist außerordentlich kostspielig. Die unterirdischen Wassergräben fallen nach Unwettern, Erdbeben usw. leicht ein, lassen nicht mehr genügend Wasser hindurch und fallen in ihrer Nutzung nach und nach ganz aus. Anlegen von Stauseen, die das Wasser der Gebirge sammeln, oder der Einsatz von rationellen, leicht zu bedienenden Motorpumpen oder Windförderern wäre unbedingte Voraussetzung für eine rentable Bewirtschaftung dieser Gebiete. In diesem Zusammenhang muß dann auch an die Aufzucht mit Eukalyptus, Pappeln usw. gedacht werden.

Die Dörfer zeigten noch alle die alten Befestigungsmauern, die, wenn sie einzustürzen drohen, wieder aufgerichtet werden; so ist die einstige Bauweise und Gestaltung der Ortschaften unberührt von jeglichem fremdartigen Einfluß erhalten geblieben. Auch auf den Feldern sah man einzelne Wehrtürme, die aus der Zeit der vielen Einfälle der Afghanen und Turkmenen herrühren. Dorthin flüchteten die Einwohner von den Feldern, wenn Gefahr drohte. Sie boten Schutz, weil die Turkmenen nur das nahmen, was sie vom Pferde erreichen konnten. Auch heute noch müssen die Leute auf der Hut sein, und die großen „Khan's“ unterhalten heute noch eigene Schutzgarden. Interessant ist die Rechtsverfassung auf diesen Ländereien der Khans. Sie haben ihre eigene Gerichtsbarkeit, sie tragen Sorge für das Ergehen der Menschen in ihren Gemeinden. Ein absolut patriarchalisches Recht, was sich, sowie ich es beobachten konnte, nicht zum Nachteil der dortigen Bevölkerung auswirkt. Die Menschen brauchen eine feste und energische Hand, und ohne solche feste Führung würde kein Fortschritt in der Bewirtschaftung dieser wasserarmen und entlegenen Gebieten möglich sein.

Was mich auf der Fahrt besonders stark beeindruckt hat, das ist die außerordentlich große Gastfreundschaft und Herzlichkeit, die einem immer wieder begegnet, wohin man auch kommt. Es sind keine der üblichen tausend süßen Worte, wie sie der Orient kennt, sondern Bezeugungen einer ehrlichen und betonten Sympathie für den Deutschen. In diesen Tagen ging die Nachricht durch die iranische Presse, daß die letzten Engländer das Ölgebiet verlassen haben. Für die Engländer gewiß eine bittere und schmerzliche Angelegenheit. Wir Deutschen aber sollten uns

bewußt sein, daß es eine englische, noch mehr eine persische Angelegenheit ist, eine Angelegenheit, die von uns Deutschen aber äußerste Objektivität und Zurückhaltung fordert. Wir haben allen Grund, darauf bedacht zu sein, daß die Sympathien, die der Deutsche in Persien besitzt, nicht durch Unbedachtsamkeit und mangelnde Einsicht in die Verhältnisse draußen verspielt werden.

Angola

Angola steht heute wieder einmal im Blickpunkt der kolonialen Auswanderung. Für Deutsche, die einstmals in Afrika oder sonstwo in der Welt als Farmer oder Pflanzeer tätig waren, im Krieg dann draußen Arbeitsplatz und Ergebnis zielbewußter Arbeit, die eigene Pflanzung oder Farm, verloren hatten und nun nach Möglichkeiten des Wiederaufbaus unter Afrikas Sonne suchen, ist heute Angola ein Land besonderen Interesses und Fragens.

Die offiziellen Antworten auf solches Fragen nach Möglichkeiten, nach den wirtschaftlichen Verhältnissen im Lande sind wenig befriedigend, einmal, weil sie zu wenig konkret und bestimmt sind, zum anderen, weil man nicht das Gefühl hat, daß man sich völlig auf sie verlassen könnte. Die offiziellen Nachrichten wenden sich auch an einen zu großen und damit zu uneinheitlichen Personenkreis. Deshalb ist es zu begrüßen, wenn einmal jemand zu Worte kommt, der die Verhältnisse aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt, selbst bis vor kurzem im Lande gelebt und als Farmer und Pflanzeer drüben gearbeitet hat, der auf der anderen Seite auch die Einstellung kennt, aus der heraus der frühere Ostafrikaner, Kameruner, Holländisch-Indier Fragen über die Verhältnisse Angolas stellt.

Man geht an alle Antworten kritisch heran. Aber wenn man auch den Verhältnissen in Angola kritisch gegenübersteht, so muß man doch zugestehen, daß sich die maßgeblichen Stellen in Angola seit einiger Zeit, insbesondere nach Inkrafttreten des Marshalplanes, redlich Mühe gegeben haben, um aus den rückständigen Verhältnissen herauszukommen. Wer das Land kennt, weiß, daß solchen Bemühungen reichlich viel Widerstände entgegenstehen, weiß aber auch, daß manche Anordnung und Maßnahme der Regierung, weil sie auf falschen Voraussetzungen fußte, auch gar nicht zum Ziele führen konnte.

Die portugiesischen überseeischen Besitzungen sind weitgehend selbständig. Oberste Behörde ist der General-Gouverneur; seine Stellung

ist ziemlich souverän. Das zeigt sich für Angola insbesondere in der Politik der Erschließung des Landes, deren Linie ganz auf die persönliche Initiative und die persönliche Einstellung des General-Gouverneurs zurückgeht. Daraus erklärt sich z. B. auch, daß in der Erteilung von Einreisegenehmigungen die letzte Entscheidung nicht im Ministerium in Lissabon, sondern beim General-Gouverneur liegt.

Wie gesagt, es steht außer Zweifel, daß Angola in den letzten Jahren einen außerordentlichen Aufschwung erlebt hat. Bei aller Anerkennung des persönlichen Anteils des General-Gouverneurs an der Aufbauarbeit darf man nicht vergessen, daß dabei auch der außerordentlichen Gunst der Konjunktur für koloniale Erzeugnisse das Wesentliche zu verdanken ist, nicht zuletzt der Unterstützung, die der Marshallplan auch Angola hat zuteil werden lassen. Die Küstenstädte Luanda, Lobito, Benguela haben sich in den letzten Jahren ganz enorm entwickelt. Das ist ein sehr deutliches Zeichen, daß in Angola viel Geld verdient worden ist. Man sollte nun annehmen können, daß der Gewinn in erster Linie dem Produzenten, dem Pflanzler und Farmer, und damit dem Lande selbst zugute gekommen wäre. Freilich hat auch der Produzent reichlich verdient, — mit Ausnahme der Deutschen, die ja während des Krieges unter Ausnahmegesetzen standen, und zwar gerade im Hinblick auf den Verkauf ihrer Produkte — aber im wesentlichen ist doch der Handel der Nutznießer gewesen und damit der Portugiese.

Der Portugiese ist im Grunde kein Pflanzler; natürlich gibt es auch hier Ausnahmen; er betätigt sich lieber als Kaufmann. Er verwächst auch nicht mit dem Lande; sein Ziel ist, in Angola möglichst schnell soviel zu verdienen, als notwendig ist, daß er daheim in Portugal auf seiner kleinen Quinta seinen Vinho selbst anbauen kann. Aber damit ist der Kolonie nicht gedient. — Die Werte, die im Lande entstehen, fließen dauernd wieder ab, und zwar kommen hier ganz außerordentliche Beträge in Frage. —

An der Erschließung des Landes waren Deutsche, namentlich in den 20er Jahren, maßgeblich beteiligt. Angola war nach dem ersten Weltkrieg ein Land, das den Deutschen seine Tore schon bald wieder öffnete. Die deutschen Pflanzler haben gerade bei der Entwicklung der Pflanzungswirtschaft eine sehr wesentliche Rolle gespielt. Heute dagegen wird es dem deutschen Einwanderer sehr schwer gemacht, in das Land zu kommen, und nur wenige haben es geschafft. Der jetzige General-Gouverneur ist grundsätzlich gegen die Einwanderung von Ausländern, um die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes den portugiesischen Colonos offenzuhalten. Die portugiesische Regierung stellte ihren Colonos

Land, Vieh und Geräte kostenlos zur Verfügung, bezahlte die Überfahrt, gab sogar die Möglichkeit der freien Rückreise, wenn der Neusiedler sich nicht eingewöhnen konnte. Diese Fürsorge des General-Gouverneurs für seine Colonos ist durchaus anzuerkennen, aber sehr häufig fehlen dabei doch sehr wichtige Voraussetzungen für das Gelingen solch großen Kolonisationsunternehmens. Wie schon gesagt, ist der Portugiese im Grunde kein Pflanzler und Siedler. Dazu kam, daß man bei der fehlenden Neigung des Portugiesen, im kolonialen Lande zu siedeln, in den Anforderungen, die man an die zukünftigen Colonos stellte, sehr bescheiden sein mußte, und daß sich die Colonos dann im wesentlichen aus den ärmeren Schichten der heimischen Bevölkerung rekrutierten. Auf der anderen Seite sind aber auch in der Auswahl der Siedlungsländereien nach Boden und klimatischen Voraussetzungen, ebenso hinsichtlich Verkehrslage, also Absatzmöglichkeit der Produkte, allem Anschein nach nicht unerhebliche Fehler gemacht worden. Es ist deshalb auch kein Wunder, daß viele der Colonos das Land wieder verlassen haben, um heimzukehren.

Aus diesen Erfahrungen wurden jedoch, wie das in Angola sehr häufig der Fall ist, nicht die entsprechenden Lehren gezogen, so daß im Grunde diese Unternehmung erfolglos geblieben ist.

Mit der Bevorzugung der Portugiesen geht also die Benachteiligung der fremdstaatlichen Einwanderung Hand in Hand. Die heutige Regierung in Angola stellt sich auch gegen die deutsche Zuwanderung. Es sind Ausnahmen, wenn es ab und zu einem Deutschen gelingt, die Einreiseerlaubnis des General-Gouverneurs zu erlangen. Diese Politik ist nur verständlich aus dem sturen Festhalten am Plan der Besiedlung des Landes durch Portugiesen. Grund, die deutsche Einwanderung abzuhalten, liegt weder auf dem Gebiet mangelnder politischer Zuverlässigkeit, noch auf dem der Leistung, im Gegenteil, das deutsche Element hat sich durchaus loyal verhalten und hat in jahrzehntelanger zielbewußter und erfolgreicher Arbeit seine Eignung und Fähigkeit bewiesen. In Portugal war es ungeschriebenes Gesetz, daß der Staatspräsident den jeweils einen Zeitraum von 5 Jahren umfassenden Auftrag des General-Gouverneurs nicht verlängerte. Im nächsten Jahr lief die Regierungszeit des General-Gouverneurs ab; also rechnete man mit einem neuen Mann und vielleicht auch einer neuen Linie in der Wirtschaftspolitik Angolas. Inzwischen aber hat Portugals neuer Staatspräsident diese Erwartung zerstört. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Verlängerung der Amtszeit des General-Gouverneurs um weitere 5 Jahre. Es ist also nicht damit zu rechnen, daß eine grund-

sägliche Änderung in der Wirtschaftspolitik, insbesondere der Einwanderungspolitik, kommt, bzw. daß sich die an und für sich freundliche Einstellung des Mutterlandes Portugal zum Deutschen auch auf die Einstellung des General-Gouverneurs überträgt.

Die wirtschaftliche Lage der deutschen Pflanzungen ist im allgemeinen durchaus befriedigend; die ganz außerordentlichen Möglichkeiten der Kriegskonjunktur haben sie, worauf schon hingewiesen worden ist, allerdings nicht wahrnehmen können, denn, da die Deutschen fast ausnahmslos auf der schwarzen Liste standen, hatten sie eigentlich überhaupt keine Geschäfte machen können, hätten überhaupt nicht arbeiten und ihre Produkte verkaufen können. Natürlich haben sie's getan, tun müssen, aber das Geld haben die anderen verdient. — Verdient wurde in erster Linie an Fisch, Sisal und Kaffee; hinzu kam Mais und auch Bohnen weiter im Süden des Landes. Die Fischindustrie, Trocknereien, Verarbeitung in Konserven, hat sich ganz ungeheuer entwickelt. Das Anlagekapital ist sicherlich innerhalb kürzester Frist aus dem reinen Verdienst getilgt worden. Die Preissteigerungen im Kaffee sind zu bekannt, als daß es notwendig wäre, im einzelnen darauf einzugehen. Heute ist es soweit, daß die deutschen Pflanzler ihren Anteil an solchen Preisen haben. In den Kriegsjahren war es für sie wirklich schwer, durch alle Schwierigkeiten hindurchzukommen. Fast alle Pflanzungen — auch die großen — waren am Ende des Krieges stark verschuldet. Hier soll nicht unterlassen werden, auch einiger Portugiesen zu gedenken, die den Deutschen in diesen schweren Zeiten ganz außerordentlich durch Einräumung von Krediten geholfen haben. Es gab portugiesische Kaufleute im Hinterland, die am Schluß des Krieges ganz enorme Schulden deutscher Pflanzungen in ihren Büchern stehen hatten; sie haben nie gemahnt, vertrauten voll und ganz auf die Ehrlichkeit und Arbeit ihrer deutschen Schuldner, und sie sind darin nicht enttäuscht worden, haben allerdings auf der anderen Seite auch an diesen Geschäften anständig verdient, was ihnen, nebenbei bemerkt, durchaus nicht übel genommen worden ist.

Einen ähnlichen Aufstieg in den Preisen wie der Kaffee erlebte auch der Sisal. Man sieht überall, daß im Sisal viel Geld verdient wird, aber man hat auch den Eindruck, als ob sich der Sisalbauer bewußt ist, daß auch wieder andere Zeiten kommen können.

Wirtschaftliche Schwierigkeiten ergeben sich heute auch in Angola aus der Frage der Beschaffung ausreichender schwarzer Arbeitskräfte, und es besteht kein Zweifel, daß sich diese Frage außerordentlich verschärfen wird. Dazu kommt eine Erhöhung der Arbeitslöhne, die für sich allein

schon auf Ersatz von schwarzer Menschenarbeit durch motorische Kraft drängt.

Wir unterscheiden hier zwischen freiwilligen und Kontrakt-Arbeitern. Die Freiwilligen wirbt der Pflanze selber an, bezw. die Leute kommen auf den Hof und fragen nach Arbeit. Diese Leute sind aber reichlich unzuverlässig; sie kommen unregelmäßig zur Arbeit und bleiben meistens ausgerechnet dann weg, wenn man sie dringend braucht, denn die Arbeitsspitzen des Pflanzers fallen meistens in die Zeit, in der der Schwarze auch auf seinen Feldern arbeiten möchte. Freiwillige gibt es reichlich am Anfang eines jeden Jahres, weil sie da die Notwendigkeit, Geld zur Zahlung der Steuern zu haben, drückt. Der Freiwillige verdient Ags 60—70 für eine Arbeitskarte von 30 Tagen, dazu kommt die Verpflegung, Mais, Mehl, Bohnen, Trockenfisch, Salz. Im ganzen kostet der Freiwillige ungefähr 5 Ags pro Tag.

Die Kontraktarbeiter bekommt man auf Antrag von der örtlichen Behörde gestellt. Braucht man mehr als 30 Arbeiter, muß man sich eine Anwerbe-Lizenz besorgen. Auf der Anwerbe-Lizenz wird neuerdings von der Obersten Behörde in Luanda vermerkt, in welchen Bezirken man anwerben darf. Mit dieser Anwerbung verliert der Pflanze viel Zeit. Hinzu kommen die hohen Kosten, die aus dem Transport der Arbeiter an die Arbeitsstellen erwachsen. Die Arbeiter müssen mit Lastwagen oder Bahn transportiert werden, dürfen also nicht mehr wie früher zu Fuß gehen. Überall aber muß man einsehen, daß es, ohne daß man sich auf landesübliche Weise das Wohlwollen der maßgeblichen Stellen verschafft, nicht geht.

Kontraktarbeiter aber bekommt nur der Pflanze, der im Besitz einer Landeslizenz ist. Hat er diese noch nicht, so ist er nur auf Freiwillige angewiesen. Der Kontrakteur wird im allgemeinen auf ein Jahr angeworben und ist wegen der ins Gewicht fallenden Nebenkosten etwas teurer als der Freiwillige; er steht dafür aber auch ohne Urlaub das ganze Jahr zur Verfügung.

Der Pflanze ist heute verpflichtet, für die eingeborenen Arbeiter feste Häuser zu bauen, soweit sie auf der Pflanzung, wie der Kontrakteur, wohnen, während für den Freiwilligen in der Beziehung nicht gesorgt zu werden braucht. —

Die Bestimmungen für die Einwanderung sind im großen und ganzen die gleichen wie vor dem Kriege. Als Unterlagen werden benötigt: Arbeitsvertrag mit ausreichender Gehaltszusage, Gesundheitszeugnis eines Amtsarztes, Impfbescheinigung gegen Pocken und Gelbfieber. Schwierig wird für viele die Hinterlegung des Landungsdepots von Ags 5000.—

(etwa 770.— DM) sein. Dieses Depot ist bei der Landung zu hinterlegen, bleibt aber Eigentum des Einwanderers. Zum Aufenthalte im Lande berechtigt aber erst der „Titulo de Residencia“, die eigentliche Aufenthaltsgenehmigung, die Mgs 500.— kostet, jedes Jahr erneuert werden muß und erst vom 5. Jahr ab billiger wird. Zum freien Bewegen im Lande aber reicht auch dieses Papier nicht aus. Dazu muß man die „Guia“ als polizeiliches Meldepapier mit sich führen, die aber gebührenfrei ausgefertigt wird. Wer nach Angola kommt, wird bald wissen, daß der Verwaltungsapparat, mit dem er dauernd zu tun hat, durchaus nicht reibungslos läuft, wenn der Antragsteller nichts gegen diese Reibung unternimmt.

Gesuche um Genehmigung der Einreise nach Angola werden zweckmäßigerweise von drüben aus betrieben, weil man drüben die Formalitäten und den einzuschlagenden Weg besser übersieht. Man weiß dort auch, daß nur selten ein einmaliges Gesuch zum Ziele führt, und hat sich auch sonst daran gewöhnt, in kurzem Abstand Gesuch auf Gesuch folgen zu lassen.

Wer als Angestellter nach Angola geht, dem ist dringend anzuraten, vorher alle Bedingungen ganz eingehend festzulegen. Es würde sich also im Vertrag handeln um Höhe des Gehaltes (für die Zeit des Einarbeitens und die weitere Zeit), Umfang der sogenannten freien Station, Vertragsdauer, Kündigungsbestimmungen, Kosten für Arzt und Apotheke, Gehaltsanspruch im Krankheitsfalle, Urlaub, Zahlung des Landungsdepots usw.

Die Lebenshaltungskosten im Lande entsprechen im allgemeinen den deutschen Verhältnissen, aber nur soweit es sich um Dinge handelt, die im Lande selbst erzeugt werden. Importierte Waren aber sind unverhältnismäßig teuer. Das hängt damit zusammen, daß Angola kaum direkte Steuern kennt, sich also an den Einfuhrzoll halten muß.

Alles in allem — Angola hat manche Vorzüge, aber die Vorzüge müssen doch wie überall im Neuland mit Unbequemlichkeiten und Verzicht auf vieles bezahlt werden. Wer sich solches Verzicht zutraut, den wird Angola nicht enttäuschen, und die Zukunft, der Angola auf Grund seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten entgegengeht, wird auch die Zukunft seines Pflanzers und Farmers sein.

Abyssinien

Abyssiniens Geschichte reicht weit in die Vergangenheit zurück; man spricht vom zweitausendjährigen äthiopischen Reich. Abyssinien ist auch

schon frühzeitig mit der alten Welt in Berührung gekommen. Und doch ist es fremdes, abgeschlossenes Land eigentlich bis in unsere Zeit geblieben; auch kolonial-wirtschaftlich, auch für den alten Afrikaner, selbst den Ostafrikaner.

Die Meinungen über das heutige Abessinien gehen weit auseinander. Der Grundzug aller Urteile mag der sein: Land großer Möglichkeiten, soweit die natürlichen Voraussetzungen sprechen; Land mit viel Hemmungen, die auf anderem Gebiet liegen und die bei dem, der mit ihnen fertig werden will, viel Einfühlungsvermögen und taktisches Verständnis voraussetzen.

Seit Anfang des Jahres ist eine von Deutschen geleitete große Pflanzung drüben im Aufbau. Dieser Aufbau interessiert uns nicht nur aus dem selbstverständlichen Verlangen, deutsche Pflanzarbeit in diesem afrikanischen Neuland, unter diesen ganz anderen Verhältnissen kennenzulernen, sondern auch um der Menschen willen, die dort in der Pflanzarbeit stehen: unser Kamerad Hans von Strenge, ehemals Leiter der Kaffeepflanzung Ribohöhe, DRS, und mit ihm Walter Buckow, vor dem Kriege auch Kaffeepflanzer in Ost-Afrika.

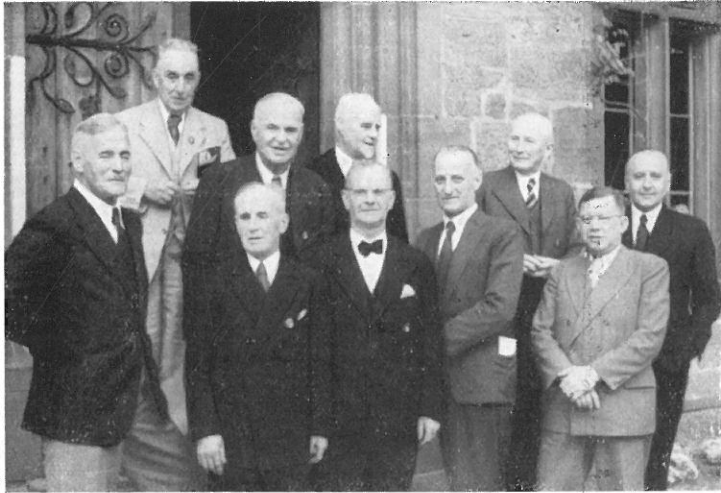
Der Bericht, den vor einigen Monaten eine hannoversche Zeitung brachte und der vielleicht auch durch andere deutsche Zeitungen gegangen ist — er stellt von Strenge's Pflanzung als ganz ideale moderne Tropensiedlung hin, der nichts fehle, selbst nicht die Spielplätze für die Kinder mit dem selbstverständlichen abessinischen Reitesel — dürfte weitab von der Wirklichkeit sein. Aber gehen wir systematisch vor!

Mit einer Anfrage, ob die DRS nicht jemand nennen könne, der Erfahrungen im Aufbau und zur Leitung einer Baumwollplantage habe, begann es. Nicht einfach die Frage, wenn man sich auf Baumwolle kapriziert. Man wählte Hans von Strenge. Mit einer Gruppe von Handwerkern flog von Strenge schon Anfang des Jahres hinüber nach Abessinien. Seine Bemühungen, an Stelle von einigen Handwerkern Kameraden, d. h. erfahrene Tropenlandwirte, als Assistenten mitzunehmen, ließen sich nicht durchsetzen. Man lehnte die Struktur der alten kolonialen Pflanzung ab, suchte Wege, die, wenn ich richtig sehe, den Gedanken der Groß-Plantage mit der der Siedlung verbinden. Kamerad Buckow, der zur Unterstützung des „Chef-Kameraden“ mit hinaus gehen sollte, folgte im April. Mit ihm, seiner Gattin und dem kleinen Sohn reiste auch Frau von Strenge mit der jüngsten Tochter aus. Zugabe waren die Familien der ausgewählten ländlichen Handwerker.

Die Kameraden stehen in schwieriger Aufbauarbeit. Daher ist es erklärlich, daß die Berichte, die seitdem gekommen sind, seltener und knapper gewesen sind, als man es sich gegenüber einem solchem Unternehmen, das für uns alle noch etwas im Nebel steht, wünschte. Aber wir wissen doch, daß, wenn sich im Lande des Negus Negesti für Kameraden Arbeitsmöglichkeiten bieten sollten, uns unsere Abessinier unterrichten.

Kamerad von Strenge wird nicht böse sein, wenn ich ihn auch im Kulturpionier über den Besuch, den der äthiopische Kaiser seiner Pflanzung vor kurzem abstattete, berichten lasse. Ich lasse v. Strenge selbst erzählen: „Kürzlich hatte ich den Besuch Seiner Majestät des Kaisers Heile Selassie I. hier auf der Pflanzung. Es war für uns ein Erlebnis. Der Kaiser selbst machte einen ganz vorzüglichen Eindruck. Klein von Person, zart an Gestalt, besticht er durch den Blick seiner Augen, die gütig und väterlich sind. Mehrere Stunden war ich mit ihm zusammen, konnte ihm deshalb auch eingehend in unsere Arbeit Einblick geben. Er zeichnete mich dadurch aus, daß er mit mir ohne Dolmetscher englisch sprach, was er in Addis selbst wohl nicht tut. Auch den Eingeborenen der Umgebung merkte man an, daß sie begriffen, welche Auszeichnung für mich darin lag, daß ich den Kaiser so eingehend über alles unterrichten durfte. Der Kaiser will uns unbedingt wohl; er allein ohne Gegenströmungen würde uns alles geben können. Adelhaid, unsere Jüngste, empfing ihn mit einem großen Strauß Rosen. Er war von dieser Art der Begrüßung so überrascht, daß er einige Augenblicke zögerte, bis Adi ihm mit einem Ruck die Blumen in die Hand gab — „Da nimm doch“, worauf er ihr die Rosen lächelnd abnahm und auf deutsch sagte: „Schönen Dank“.

Wt.



Þingsttagung 1951